Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 171 (1892)

Artikel: Der Löwe von Luzern : zur Erinnerung an den 10. August 1792
Autor: Schneebeli, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374074

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Löwe von Luzern.

Zur Erinnerung an den 10. August 1792, von **Heinrich Schneebeli.**

Wenn im August die Sonne ihre glühenden Strahlen auf dich, den Leser dieses Kalenders, herniedersengt, so denke auch daran, wie heiß es vor 100 Jahren deinen Landsleuten in Paris gemacht hatte. Sie standen für einen fremden Herrn im Kampfe, gegen eine Fahne, die ihr eignes Volk daheim aufgepflanzt. Sie waren aber Soldaten und hatten ihr Wort verpfändet, mit ihrem Herrn zu stehen und zu fallen. Das ist Schweizertreue.

Während des 18ten Jahrhunderts hatten sich in Europa neue Ansichten gebildet. Bis jetzt waren im Staate nur die Beherrscher in Betracht gekommen, jetzt wurden aber die Beherrschten, die Unterthanen inne, daß sie die Mehrzahl ausmachen und daß sie Menschen seien. Die Herrschaft des Geistes verbreitete die Früchte der Wissenschaft und des Nachdenkens nach allen Richtungen der menschlichen Gesellschaft. Sie zerbricht die Fesseln des Geistes und der Völker. Sie sagt dem Menschen: „Du bist frei" und das Volk welches immerfort in den Staub herabgedrückt, für nichts galt, erhebt seine mit Schweiß bedeckte Stirne und ruft: „es sei Alles." Keiner brachte lebhaftere Eindrücke auf die Gemüther hervor, als ein schweizerischer Demokrat J. J. Rousseau. Seine Vaterstadt Genf war lange vor dem amerikanischen Freiheitskrieg vorgeschritten auf dem Wege der bürgerlichen Freiheit und der Emanzipation des Volkes. Sie hatte dem benachbarten geknechteten Frankreich das Beispiel gegeben von berathenden Volksversammlungen, von gebieterischen Volkserhebungen; sie lieferte ihm zuletzt sogar in der Kunst der Revolutionen gewandte Männer. Die französische Nation machte mit Ungestüm den gefährlichen Versuch, die Völker aus ihrer Zurücksetzung, aus ihrem Nichts herauszureißen. Frankreich war der Schmelztigel, in welchen alle Infule, Kronen, Vorrechte und Wappen des alten Staates und des alten Glaubens geworfen wurden, um eine verjüngte Kultur daraus hervorgehen zu lassen. In Frankreich kam, als die langsam reifende Frucht der Arbeit zweier Jahrhunderte, die Revolution zu Stande, welche den Boden Europas erschütterte, vor deren Wetterleuchten der Glanz der Throne erblaßte und die Alpen vom Echo ihrer Donnerschläge widerhallten.

Die schweizerischen Regierungen hatten jeweilen nie das Unglück, sondern nur den Gehorsam ihrer Unterthanen gewollt; sie glaubten ihre Pflichten gegenüber dem Volke vollständig zu erfüllen, wenn sie demselben hinreichenden Antheil an dem materiellen Wohlstande gönnten. Ihr Wahrspruch war: Alles für's Volk, nichts durch's Volk! Jede revolutionäre Meinungsäußerung in Wort oder Schrift wurde aber streng geahndet und unterdrückt. Aus Genf und dem Waadtlande unkluger Weise vertriebene und geächtete Schweizer, die sich durch ihre geistige Ueberlegenheit und Regsamkeit auszeichneten, flüchteten nach Paris und gründeten daselbst einen Schweizerklub, dessen Zahl mit der Zeit auf 300 Mitglieder anstieg. Dieselben wußten Schriften, die Empörungen gegen die Regierungen predigten, in die aristokratischen Kantone hineinzuschmuggeln und bemühten sich hauptsächlich, auf alle Weise die neuen Freiheitsideen den in französischen Diensten stehenden Schweizerregimentern beizubringen, welche sich hiefür sehr zugänglich erwiesen.

Seit dem Beginn der Revolution machten diese Regimenter bald ihrem Lande Ehre, bald ihren Regierungen Sorge. Zu einer Zeit, wo Empörung Regel war und Mannszucht als Aristokratie galt, war die Stellung der Schweizertruppen in Frankreich äußerst schwierig. Zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution standen 12 Regimenter unter französischen Fahnen in der Stärke von 20000 Mann, in den verschiedenen festen Plätzen des Landes vertheilt unter dem Befehle schweizerischer Offiziere. Die meisten Kantone unterhielten Kapitulationen mit Frankreich und man fand immer genug Leute, die jedem Kriege nachliefen. Das Sprichwort: „Kein Geld, kein Schweizer" datirt aus dieser Zeit. Ob wir Schweizer stolz sein dürfen auf die Geschichte des Fremdendienstes, ist mindestens fraglich, jedenfalls wirft das Bild sehr starken Schatten. Charakteristisch ist der Aufruf der Graubündner, um Leute anzulocken in das Regiment Salis. Gutes Handgeld wird versprochen, sichere und geschwinde Beförderung, Gelegenheit für die Soldaten, Deutsch und Französisch sprechen, lesen und schreiben zu lernen. Der Pensionen ist auch gedacht. Auf dem Blatt sind zwei gut ausgeführte Zeichnungen. Das obere Bild hat die Ueberschrift:

Frisch auf! wer Hirn im Kopf und Herz im Leibe hat,
Hier wird der Bauern-Bub zu einem Herrn Soldat.

Als Hauptfigur figurirt ein kräftiger junger Bündner, welcher von einem Werboffizier einen Beutel Geld in Empfang nimmt. Hinter dem Offizier steht eine hübsche Magd mit einem Korbe, mit Geldsäcken angefüllt. Ringsherum eine zechende Gesellschaft mit vollen Bechern. Der Tisch ist mit Würsten und

Schinken und einer großen Veltlinerflasche besetzt. Unter der Thüre hält ein Soldat eine kräftige Bündnerin zärtlich umfaßt. Das untere Bild stellt den Zurückgekehrten als Offizier dar, welcher von dem auf einer Trommel sitzenden Oberst einen vollen Geldbeutel empfängt. Im Hintergrunde vor einem Zelte eine zechende Gesellschaft und eine elegant gekleidete Dame, welche sich mit seinem Gepäck zu schaffen macht. Das Bild hat die Unterschrift:

Nun kommt der Mann nach Haus, geputzt, stark, fett u. reich,
Sagt Schöne! Wie gefällt er Euch?

Was Wunder, wenn die kräftigen Bündner ihr nicht reiches Land gern verließen, um in der Fremde ihr Glück zu machen. In früherer Zeit existirten die ergiebigen Erwerbsquellen noch nicht, denen heutzutage Mancher seine Wohlhabenheit verdankt.

Ein Tag wie der 10. August 1792, den wir zu schildern haben, kommt nicht über die Völker wie ein Erdbeben, dessen Nahen Niemand ahnt, aber die Verhältnisse sind oft stärker als die Menschen. Ludwig XVI., Frankreichs König, liebte sein Volk und wollte dessen Glück; allein er hatte geistig wie moralisch keine Kraft der Ausführung. Die Königin Marie Antoinette, Tochter der Maria Theresia von Oesterreich, besaß einen lebhaften Geist, aber kein politisches Verständniß, obschon sie sich sehr viel mit Politik beschäftigte. Frauen urtheilen überhaupt in der Politik wie in allen andern Verhältnissen mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf. Sie ehren und achten nur diejenigen, die sie lieben und schenken nur diesen ihr Vertrauen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn der Marie Antoinette das Regierungssystem ihrer Mutter als das weiseste und beste galt und daß sie alles, was davon abwich, als gefährliche Neuerung anschaute. Beim Volk war sie als Oesterreicherin verhaßt, deßwegen später, nach des Königs Hinrichtung, ihr schönes Haupt unter dem Jubel des Volkes der Guillotine überliefert wurde.

Die Lage Frankreichs und der Nation erforderte einen freien, starken Charakter. Der König, von der Last seiner Krone gedrückt, in Bekümmerniß und Unthätigkeit versunken, berief endlich, um der heillosen Verschwendung und der übeln Finanzlage abzuhelfen, die Reichsstände, bestehend aus dem Adel, der Geistlichkeit und dem dritten Stande, den Bürgerlichen, nach Versailles. Dieselben konstituirten sich sofort als Nationalversammlung und proklamirten nach dem Muster Nordamerikas die Menschenrechte. Von Natur seien die Menschen gleich, hieß es, daher sollten sie gleiche Rechte und gleiche Pflichten besitzen. Hier war es, wo Graf Mirabeau dem Abgesandten des Königs, der die Versammlung auflösen sollte, die berühmten Worte ins Gesicht schleuderte: „Sagen sie Ihrem Herrn und Gebieter, daß wir hier sind im Namen des französischen Volkes, um Frankreich eine neue Verfassung zu geben und daß wir Niemanden weichen werden, als der Gewalt der Bajonette!" Das war das Signal der Revolution. — Es blieb dem König jetzt nur übrig, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen oder dieselbe mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Zum erstern fehlte ihm die Energie, gegen die Gewalt empörte sich sein Herz. Doch ließ er sich zur Zusammenziehung eines starken Truppenkorps in der Nähe von Paris bewegen, was die Versammlung wie das Volk in Zorn versetzte und den Gang der Revolution entschied. Am 14. Juli 1789 trat die Hauptstadt unter die Waffen, es galt der alten Zwingburg, der Bastille. Bei diesem Anlasse verließen viele Schweizersoldaten, durch Versprechungen verleitet, Fahne und Offiziere, um sich in die Bürgergarde von Paris einreihen zu lassen.

Mit seinen gewaltigen 8 Thürmen und 10 Fuß dicken Mauern bot dieses mächtige Bauwerk und Staatsgefängniß einen überaus bedrohlichen Anblick dar; allein die Besatzung bestand nur aus 80 Invaliden, darunter 32 Schweizer. Ein paar Stunden schon hatten sich diese mit den Volksmassen herumgeschossen, als ein Mann Namens Hulin erschien und die unschlüssig dastehenden Soldaten mit begeisterten Worten zum Sturm aufrief. Hulin war ein Schweizer, in der Nähe von Genf zu Hause, ein Mann von außergewöhnlich hohem Wuchs und starkem Körperbau, mit einer mächtigen Stimme und natürlichen militärischen Talenten. Er hatte wegen politischen Umtrieben seine Vaterstadt verlassen müssen, um ein eifriges Mitglied des Schweizerklubs in Paris zu werden. Ein Kanonenschuß zerschmettert die Ketten, welche die Zugbrücke oben halten und das Volk dringt über dieselbe in den Vorhof ein. Zu gleicher Zeit wird auf der Festung die weiße Fahne sichtbar. Trotzdem werden alle Schweizer und Invaliden zusammengeschossen und die Festung dem Erdboden gleich gemacht.

Im August 1790 nahm das Regiment Chateauvieux in Nancy, aus Genfern, Waadtländern und Neuenburgern zusammengesetzt, thätigen Antheil am dortigen Aufstande des Volkes. Die Eidgenossenschaft traf sofort Anstalten zur Bestrafung der Schuldigen; einer derselben wurde gerädert, 22 andere gehängt, 41 auf die Galeeren geschickt. Zu gleicher Zeit verlangte sie vom Könige die Aufhebung des Schweizerklubs.

Das älteste Regiment in französischen Diensten, das bernische Regiment von Ernst, lag zu Aix in der Provence in Besatzung. Im Februar 1792 brachen

Vertheidigung der Tuilerien durch die Schweizergarde.

Aus der „Schweizergeschichte in Bildern" (Jugendausgabe), Verlag von Schmid, Francke & Co., Bern.

zweitausend Mann Nationalgarden mit Artillerie von Marseille auf, um die Schweizer zu veranlaßen, zu ihnen überzutreten. Vergebens suchte man die Unteroffiziere und Soldaten zu bestechen, das Korps wünschte sich zu schlagen. Allein sein Befehlshaber, ein achtzigjähriger Greis, befahl dem Regimente, sich in seine Kaserne zurückzuziehen. Daselbst wurden die Offiziere und Soldaten entwaffnet; sie trafen jedoch nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren in schöner Haltung im Frühjahr wieder im Vaterlande ein.

In der unmittelbaren Nähe des Königs verblieb nach Auflösung der französischen Garden einzig noch das Schweizergarderegiment. Diese Truppe wurde in Paris gern gesehen. Seit anderthalb Jahrhunderten waren die Pariser daran gewöhnt, die Schweizer in ihren rothen Fräcken, weißen Hosen und Bärenmützen, die Wache in den Tuilerien und den übrigen königlichen Schlössern beziehen zu sehen. Ihr Oberst d'Affry von Freiburg war persönlich den Anhängern der Revolution nicht mißfällig. Stets wurden die Wachtposten der Schweizergarden vom Volke respektirt, so daß das Regiment noch nie in einen Konflikt mit dem Volke gekommen war. Zu dieser allgemeinen Achtung haben die Dienste, die das Regiment im Laufe der Zeiten geleistet, wohl das Ihrige beigetragen. Keines der französischen Schweizerregimenter war nämlich mit der Kriegsgeschichte so innig verwachsen, wie das Garderegiment, das seit seiner Errichtung im Jahre 1616 unter Oberst Kasp. Gallati von Glarus auf allen Schlachtfeldern gewesen war, auf welchen die Fahnen französischen Kriegsruhms aufgepflanzt wurden. Die Schweizergarden galten daher beim Volk nicht sowohl als Palastwache, sondern vielmehr als ein zuverlässiges Kriegsregiment, dem man seiner ausgezeichneten Dienste halber den ersten Rang in der Armee eingeräumt hatte. Nach Angabe des Obersten, Grafen d'Affry, belief sich der Totalbestand des Regimentes auf höchstens 1500 Mann, von welchen 300 Mann nach der Normandie abziehen mußten, um angeblich Getreidetransporte zu bewachen. Viele waren auf Urlaub und andere als Wachen in den königlichen Schlössern zu Versailles, Saint Cloud, Meudon u. s. w., so daß am 10. August nicht mehr als 800—900 Mann zur Vertheidigung der Tuilerien sich einfanden.

Die Fortschritte der Revolution führten aber für die Schweizer, welche den Thron Ludwigs XVI. vertheidigten, neue Gefahren herbei. Die republikanische Partei grollte dem schweizerischen Garderegiment; man nannte die Schweizer Trabanten des „Tyrannen." Am 9. August Morgens berichtete man, die Vorstädte rüsteten sich zum Angriff. Jeder Soldat erhielt 30 Patronen, denn um Mitternacht hörte man die Sturmglocke. Am 10. Morgens 6 Uhr kam der König in den Hof des Königsschlosses, der Tuilerien, hinunter, um die Posten zu besuchen. Er sprach kein Wort, aber seine Blicke schienen zu sagen: „Das sind also meine einzigen Diener, die mir bis zum letzten Augenblicke treu geblieben; Euch anvertraue ich das Schicksal meines Hauses." Gegen 8 Uhr zeigte sich der Heerhaufe aus den Vorstädten auf dem Carrouselplatz. Er führte ein furchtbares Geschütz mit sich, welches sogleich gegen das Schloß gerichtet ward. Jetzt begab sich der König mit seiner Familie weg nach der gesetzgebenden Versammlung. Die Schweizer besetzten die Treppen und die Kreuzstöcke des Schlosses. Mit Ungestüm drang die Kolonne der Republikaner in den Vorhof ein und führte Kanonen auf. Die zuerst Eingedrungenen forderten die Schweizer mit gezücktem Säbel auf, die Waffen niederzulegen. „Die Schweizer geben ihre Waffen nur mit dem Leben aus der Hand", war die Antwort. Die Offiziere riefen: „Wir werden zu sterben wissen, aber nicht ungerochen." Umsonst versuchte man, die Treue der Soldaten durch Versprechungen und Drohungen wankend zu machen. Es fielen Flintenschüsse, die Artillerie im Hofe gab Feuer, dasselbe wurde von den Schweizern lebhaft erwidert, das Gefecht ward allgemein. Die Eingedrungenen konnten trotz ihrer überlegenen Anzahl der Kaltblütigkeit und den wohlgezielten Schüssen der Garden nicht Stand halten. Von den Treppen und Kreuzstöcken herab strömte ein Feuermeer. In kurzer Zeit war der Hof gereinigt. Eine kleine Kolonne, von den Hauptleuten Dürler und Pfyffer zusammengerafft, bemächtigte sich von Neuem des Thores, von wo sie ein Kreuzfeuer über den mit Menschen gefüllten Platz des Carrousel unterhielt.

Mittlerweile schlug man sich in den andern Höfen der Tuilerien. Es regnete Flinten- und Kanonenkugeln auf die Vertheidiger des Schlosses. Die letztern aber trieben die Angreifenden auf allen Seiten zurück, indem sie vornehmlich die Marseillaner, die die Spitze der Angriffskolonne bildeten, zu Boden streckten. Da es aber an Munition zu gebrechen anfing und die Schweizer der Hoffnung auf jede Unterstützung beraubt waren, so beschlossen sie ihr Leben theuer zu verkaufen. Achtzig von ihnen lehnten sich an die große Treppe und vertheidigten sie gegen Tausende von Feinden, von denen vierhundert fielen, ehe die Schweizer besiegt und getödtet werden konnten. In diesem Augenblicke kam der Befehl vom König, das Feuer einzustellen und zu seiner

Person nach der Nationalversammlung sich zurückzuziehen. Diesem Befehl gehorchten die Garden. Es wurde Rapell geschlagen und sie sammelten sich auf der Terrasse gegen den Garten. Aber nicht mehr Alle, die vor einer halben Stunde den Kampf muthig aufgenommen, konnten dem Rufe Folge leisten. Der brave Sergeant Frid. Hefti von Ennenda, dem der Schenkel zerschmettert worden war, ermahnte Diejenigen, die ihn in die Ambulanz tragen wollten, dem Ruf der Trommel Folge zu leisten und ihn ruhig sterben zu lassen. Jetzt suchte jedes schweizerische Peloton einen Ausweg. Eine Kompagnie wurde in einer benachbarten Straße gänzlich aufgerieben. Eine Abtheilung von 300 Mann suchte nach den Elyseischen Feldern durchzudringen, trennte sich aber bald wegen Verschiedenheit der Meinungen in mehrere Kolonnen, wovon einige sich in Privathäuser retteten, andere kämpfend den Tod fanden. Ihrer dreißig bahnten sich den Weg durch den Garten und schaarten sich um eine Fahne, welche Herr von Montmollin, ein junger Offizier aus Neuenburg, emporhielt. Am Fuße der Reiterstatue Ludwig XV. wurden sie aber von den Gensdarmen zu Pferde angegriffen und bis auf den letzten Mann zusammengehauen. (Siehe das erste Bild.)

Was die Kugeln verschont hatten, vollendete das Gemetzel. Viele wurden erwürgt, die sich in den ungeheuren Räumen des Schlosses verirrten. Verwundete, Männer und Frauen wurden von den Dächern in den Hof hinunter geworfen. „Von Blut triefende Franzosen", lasen wir in einem Berichte, erwürgen erbarmungslos die Schweizer, welche an den Thoren des Louvre und des Gartens der Tuilerien Speisewirthschaften hielten, sammt ihren Familien. Andere durchstreifen Paris und stoßen die Schweizer nieder, die an den Thoren der Paläste stehen. Ein Mensch wird beschuldigt ein Schweizer zu sein und man schlägt ihm den Kopf ab. Achtzig als Gefangene nach dem Stadthaus gebrachte Schweizergardisten werden einer nach dem andern getödtet, als sie aus demselben heraustreten. Die Mörder verhöhnen ihre Schlachtopfer, tanzen um sie herum, hauen sie in Stücke und tragen ihre blutigen Glieder im Triumphe zur Schau." Einzelne Anführer wurden später in ihren Zufluchtsorten entdeckt und in's Gefängniß geworfen, wo sie in den grauenvollen Septembertagen mit einer Menge anderer Gefangenen ermordet wurden.

Die ersten Berichte, welche über den 10. August in die Schweiz gelangten, vergrößerten den Verlust, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, außerordentlich. Ein Gefühl der Entrüstung und Rache bemächtigte sich eines großen Theils des Schweizervolkes bei dieser Nachricht. Nur Ein Schrei ertönte gleichzeitig in allen Kantonen: „Krieg den Mördern unserer Brüder." Besonders im Kanton Bern war diese Stimmung unter dem Landvolke allgemein, ebenso in Freiburg und Solothurn. Doch suchten einsichtsvolle Staatsmänner den Frieden zu erhalten, nicht aus Vorliebe für Frankreich, sondern aus der Ueberzeugung, daß nur in der Neutralität Rettung für das Vaterland sei.

Nach neuesten Untersuchungen kann konstatirt werden, daß gegen 400 Offiziere und Soldaten umgekommen sind am 10. August. So erklären sich die auf St. Helena von Napoleon, der als junger Artillerieoffizier von einem Fenster aus dem Gemetzel zuschauen konnte, ausgesprochenen Worte: „daß ihm die Menge der im Tuileriengarten liegenden Leichen der Schweizer einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen habe." Die Zahl der in den Septembertagen in den Gefängnissen ermordeten Schweizer ist mit Bestimmtheit nie ermittelt worden. Vom militärischen Standpunkte aus betrachtet gehört dieser Tag nicht zu den erfolgreichsten, wohl aber zu den ruhmwürdigsten und blutigsten Momenten des Schweizerdienstes im Ausland. Zu den ruhmwürdigsten, weil Treue, die erste Tugend des Soldaten, niemals sich glorreicher bewährt hat; zu den blutigsten mit einem Verluste von 400 Mann und 14 todten und 2 schwer verwundeten Offizieren, weil 40 Prozent seines Bestandes geopfert worden sind.

Vom Standpunkt der Politik muß zugegeben werden, daß Schweizerblut niemals unnützer vergossen worden sei als am 10. August 1792, zumal dasselbe den König und die konstitutionelle Ordnung nicht nur nicht gerettet, sondern die über die königliche Familie hereinbrechende Katastrophe nur beschleunigt und den Abgrund gleichsam geöffnet hat, der die Dynastie und die gesetzliche Ordnung verschlang.

Dessenungeachtet haben die Pflichttreue und der Opfertod der Schweizergarde der Schweiz wesentlichen Vortheil gebracht. Während sie sich für den König zu opfern glaubten, sind sie in der That für ihr Vaterland gestorben. Als nämlich der erste Konsul Bonaparte von den Tuilerien aus ganz Europa seine Befehle ertheilte, bezeugte er dem kleinen Bergvolke, dessen Söhne er für Pflicht und Ehre hatte sterben sehen, dadurch seine Achtung, daß er als Vermittler zwischen die getrennten Brüder trat und die Freiheit und Selbstständigkeit der Schweiz anerkannte, während er die Völker vom Tajo bis zur Nordsee Frankreich einverleibte und botmäßig machte.

Und als nach dem Sturz des großen Kaisers die alte Königsfamilie wiederum in die Tuilerien ein-

Das Löwendenkmal in Luzern.

zog, erinnerte sich auch diese des Opfertodes der treuen Garde. Sie ruhte nicht, bis sie wieder die geliebten Rothröcke an ihren Palästen als treue Diener begrüßen konnte und willigte auch in den Verträgen von 1814 und 1815 in die Abtretung altfranzösischen Bodens ein, um die militärische Grenze der Schweiz zu verbessern und ihre Wehrkraft zu stärken.

Als wahre Schweizer haben sie dem gegebenen Worte getreu ihre Seelen ausgehaucht, die Einen im heißen Kampfe fallend, die Andern von wüthenden Volkshaufen zerrissen, nachdem sie auf Befehl des Königs ihre Waffen abgelegt hatten. Alle sind gleich muthig und standhaft gestorben, für alle Zeiten ein Vorbild schweizerischer Treue und Standhaftigkeit. Nur eine so große und edle That konnte den berühmten dänischen Bildhauer Thorwaldsen zu dem herrlichen Denkmal begeistern, das an den Gestaden des Vierwaldstättersees auch künftigen Geschlechtern den Opfertod des Schweizergarderegiments im Gedächtniß erhalten soll. Für die Ausführung des Kunstwerkes wurde der Bildhauer Ahorn von Konstanz gewonnen, der mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer seine schwierige Aufgabe löste. Er begann seine Arbeit im Mai 1820 und vollendete sie am 7. August 1821, so daß am 10. August des Jahres die feierliche Einweihung stattfinden konnte. Man erzählt, die Witterung sei an diesem Tage unfreundlich gewesen, aber im Augenblicke der Enthüllung des Denkmals sei ein Sonnenstrahl durch das Gewölk durchgedrungen und eine weiße Taube habe sich auf das Haupt des Löwen gesetzt.

Der kolossale Löwe ist in eine senkrechte Felswand ausgehauen. Von einem Pfeil durchbohrt, ruht der Löwe auf dem gebrochenen Wappenschild mit den bourbonischen Lilien und schützt noch im Sterben den Schild mit der rechten Klaue. Ueber dem Löwen in der Felswand steht in lateinischen Worten: „Der Schweizer Treue und Tapferkeit" und unten am Denkmal liest man die Namen der gefallenen Offiziere und den Tag ihres Todeskampfes. (Siehe das zweite Bild.) Nahe bei dem Denkmal steht eine den gefallenen Kriegern errichtete Kapelle mit der Inschrift: „Friede den Unbesiegten." Alljährlich am 10. August werden hier Seelenmessen gelesen. Das Altartuch wurde von der Herzogin von Angouleme eigenhändig gestickt.

Wie dieses herrliche Kunstwerk seine Neider hat, konnte man letztes Jahr in einer weit verbreiteten, auswärtigen Zeitung lesen. „Als ich nach Luzern kam", meldet der übelgelaunte Zeitungsreporter, „ging ich sogleich zu dem Löwen, den die Schweizer in Sandstein gehauen haben. Ich ärgere mich immer, wenn ich dieser Bestie ansichtig werde. Zum Andenken an ein paar Hundert Schweizerkinder, die, weil sie zu Hause keinen Herrn hatten, in die Fremde zogen, sich einen zu suchen, hat der dänische Meister das Modell des Löwen gebildet. Nicht auf den Bergen des Vaterlandes, im Ansturm wider die Feinde ihrer Freiheit sind sie in den Tod gegangen — nein, die Enkel der Männer von Sempach und Murten starben hinter dem vergoldeten Gitter der Tuilerien, als ein mißhandeltes Volk den Arm erhob, um seine Bedrücker und ihre Knechte zu züchtigen. Sie starben, weil sie dafür bezahlt waren und sie vertheidigten sich endlich, weil man es Niemanden zumuthen kann, sich ohne jede Gegenwehr niederschlagen zu lassen. Und dafür bekamen sie ein schönes Denkmal mit einer schönen Aufschrift und schöne Frauen und Mädchen in kleidsamen Reisekostümen stehen jetzt davor und widmen ihrem Gedächtniß die theilnahmsvollsten Betrachtungen."

Lassen wir den Schreiber dieser Zeilen mit seinem zerrissenen Gemüthe friedlich die anmuthigen Thäler Helvetiens durchwandern. Wie der sterbende Löwe sein Haupt neigt auf die französischen Lilien, so verblutete das Schweizerregiment für Pflicht und Schweizerehre und blieb treu und standhaft bis in den Tod. Darum wird das Vaterland denn auch stets mit Stolz auf diese seine Söhne blicken und ihnen ein ehrendes Andenken bewahren für alle Zeiten.!

Ein Zeitbild aus der Stadt. Junge Frau (eben ein Dienstmädchen aufnehmend): „Wie gesagt, um Kochen, Serviren, Waschen, Plätten oder dergleichen kümmere ich mich nie, da muß ich mich ganz auf Sie verlassen können. Ich bin fast nie zu Hause, und dann nur bei Tische, oder um Gäste zu empfangen. Nun Sie sind noch unschlüssig, haben Sie etwa noch eine Frage?" — Dienstmagd: „Nur noch eine, gnädige Frau." — Frau: „Also heraus damit!" — Dienstmagd: „I möcht' nur wisse, wozu Sie der Herr geheirathet hat?"

Auch eine Erklärung. Tourist: „Es ist eigenthümlich, daß man bei euch so niedrige Wohnstuben findet, wie kommt das?" — Bauer: „Bei uns trägt man eben die Köpf nit so hoch!"

Sicherer. „Sarah, wirst de mir aber auch treu bleiben?" — „Ich schwöre dir's!" — „Schwören! Deponir lieber tausend Mark!"

Kasernenhofblüthe. Unteroffizier: „Schulze, Schmachtlappen! Macht der Kerl wieder 'n Jesicht wie der selige Aeskulap über die Koch'schen Tuberkelpastillen!"